

er sieben Jahre angehörte, hatte wohl kaum einen treueren und anhänglicheren Schüler in deutschen Landen, als es Werthmann zeitlebens blieb. Wenige haben aber auch so wie er die Hochziele verwirklicht, die das Collegium Germanicum anstrebt. Inniger Liebe der Kirche und ihres Hauptes zum deutschen Volke, über das damals nicht zuletzt durch die Schuld unwürdiger Diener des Heiligtums tiefste Glaubensnot gekommen war, verdankte das Kolleg seinen Ursprung. Werthmann wußte in vollendeter Harmonie von Begeisterung für die Weltkirche und treuer Hingabe an die Heimat Erde diesem Gedanken durch sein Lebenswerk Ausdruck zu geben.

So wuchs der Gründer und erste Präsident des Deutschen Caritasverbandes. Er mußte ein Organisator sein, eine starke, vorwärtsdrängende, Hindernisse niedererschlagende Kraft. Es mußte in ihm ein Feuer glühen, das kalte Gleichgültigkeit, schwächliche Kleinmut und enge, wenn auch gutgemeinte Eigenbrödelei gleichermaßen überwand. Aber zugleich mußte er ein Organisator der Caritas, und zwar der kirchlichen Caritas sein. Selbstlose Hingabe war damit verlangt. Unbedingte Hingabe an die Anordnungen des Episkopats, aber auch bereitwilliges Eingehen auf jeden Rat, sobald er dessen Zweckmäßigkeit in vorurteilsloser Prüfung erkannt hatte, gleichviel von welcher Seite er kam, lernte an ihm schätzen und anerkennen, wer mit ihm vertrauteren Umgang pflog. Dieser selbstlose Sinn war schließlich auch der beste Wurzelboden für jenes Streben nach Gemeinschaftsarbeit, nach Beziehungen auch zu Andersdenkenden, ohne dabei doch in die Fehler schwächlichen Kompromisses oder des Haschens nach fremder Anerkennung zu fallen. Von Herzen kommende freundliche Liebe auch zum letzten Kind vollendete das Bild des Caritaspräsidenten, zeigte, daß auch in all der Organisationsarbeit die schlichte Caritasliebe zum Einzelneid und zur einzelnen Seele nicht erloschen war. Am Sonntag des Guten Hirten, am 10. April 1921, rief ihn der Meister zu sich in die Heimat der ewigen Liebe.

Konstantin Koppel S. J.

### Der Benanbrief.

Carl Schmidt hält es für notwendig, seiner Abhandlung<sup>1</sup> ein Wort der Rechtfertigung mit auf den Weg zu geben. In der Tat weist ihre Aufnahme in die „*Texte und Untersuchungen*“ auf eine außerordentliche Bedeutung des Benanbriefes hin. Leider liegt diese Bedeutung nicht auf wissenschaftlichem, geschichtlichem Gebiete, sondern auf dem einer überaus kühnen Fälschung und Irreführung weiter Kreise unseres Volkes. Schmidt hat das Verdienst, in seiner Abhandlung den wissenschaftlichen, bündigen Beweis der Fälschung erbracht zu haben.

Seit 1911 erschienen im Verlage A. Piehler & Co., Berlin, fünf Bände, die den Benanbrief zum Gegenstand haben. Zwei Bände Textausgabe: „*Ein Jugendfreund Jesu. Brief des ägyptischen Arztes Benan aus der Zeit Domitians.*“

<sup>1</sup> Der Benanbrief. Eine moderne Leben-Jesu-Fälschung des Herrn Ernst Ebler von der Planitz. Aufgedeckt von D. Dr. Carl Schmidt, Professor der Theologie an der Universität Berlin. Unter Mitarbeit von Dr. Hermann Grapow. (*Texte und Untersuchungen*. 44, 1.) (95 S.) Leipzig 1921, Hinrichs.

Nach dem griechischen Urtext und der späteren koptischen Übersetzung. I. Die Ereignisse bis zum Tode Jesu. II. Die Ereignisse nach Jesu Tod.“ Es folgen zwei Bände Kommentar: „Leben und Kultur zur Zeit Christi“ und „Rom und Reich zur Zeit der ersten Christen“. Schließlich ein Band mit der Würdigung der Ergebnisse: „Jesus und sein Werk im Lichte des Benanbriefes.“

Wer ist Benan? Welche Bewandnis hat es mit diesem Briefe?

Benan ist Ägypter, Priester und Arzt aus Memphis, Zeitgenosse Jesu, den er aber lange überlebt. Im Jahre 83 n. Chr. schreibt er aus Ägypten einen umfangreichen Brief an Straton, den er einst in Pompeji — gerade an dem unheilvollen Tage des Vesuvausbruches — kennenlernte, und zwar im Amphitheater, wo er den Martern der Christen zuschaut. Auf der gemeinsamen Flucht sprechen sie von den Christen. Benan, als Jugendfreund des Stifters, Straton als Geheimsekretär Liberius', der einst durch ein Schweißtuch Christi (Veronikas) geheilt worden war. Die rasche Abreise Benans nach Ägypten hindert eine weitere Aufklärung Stratons, die erst auf Drängen Stratons nach vier Jahren brieflich erfolgt und durch ihre ausführlichen Darlegungen Straton für die Zeit der Erwartung entschädigt.

Nun zum Inhalt des Briefes.

Ein ägyptischer Astronom, Putiphra, der vom Oberpriester des Netempels in Anu-Heliopolis nach Palästina geschickt wird, um den Sirius zu suchen, findet dort ein Knäblein, das zur Stunde des Siriausaufganges geboren ist. Das nimmt er mit sich nach Ägypten. Es wird zu Leontopolis, der jüdischen Siedelung mit dem Oniastempel, nahe bei Anu-Heliopolis, erzogen. Pinehas, der jüdische Oberpriester, unterrichtet den gewekten Knaben in den heiligen Wissenschaften. . . . Zugleich bleibt dieser in stetem Verkehr mit seinem heidnischen Gönner, Putiphra, dem ägyptischen Weisen.

Als Jehoschua — so ist sein Name — zwölf Jahre alt war, starb Putiphra. Von Heimweh ergriffen macht sich Jehoschua auf in die Heimat, trifft in Nazareth Eltern und Verwandte, pilgert mit ihnen nach Jerusalem und setzt dort durch seine Weisheit alle in Staunen. Dann verläßt er neuerdings die Heimat, um mehr als bisher seinen Wissensdrang an der hohen Schule in Heliopolis zu stillen, wo alle Weisheit der Ägypter sprudelt. Hier lernt Benan, ein Mitschüler, ihn kennen und bewundern. Schon spricht man von Jehoschua. Er übte mit außerordentlichem Erfolg die ärztliche Kunst, die er von den Ägyptern erlernte. Von Alexandrien kommt Philo, um mit ihm religiöse Gespräche zu führen. Da stirbt Pinehas und legt ihm scheidend ans Herz, nach Palästina zu gehen und seines Volkes Lehrer und Heiler zu werden. —

Jehoschua gehorcht. Drei Jahre lang hören seine Freunde in Ägypten nichts mehr von ihm. Endlich treibt sie die Unruhe, nach ihm zu sehen. Benan reist nach Palästina. Als er vor Jerusalem ankommt, hängt Jehoschua am Kreuz. Im Kreise der Jünger, zu denen er Zutritt erlangt, erlebt er mit ihnen die Auferstehung, die letzten Aufträge und den Abschied Jehoschuas. Mit diesen Nachrichten kehrt er nach Ägypten zurück.

Damit ist der 1. Teil abgeschlossen. Im 2. Teil begleiten wir Benan auf weiten Reisen. Als Arzt einer vornehmen Römerin kommt er nach Italien —

gerade recht zum Tode des Liberius —, wird Leibarzt des Caligula und damit in die ersten Kreise Roms eingeführt. Unter Claudius behält er seine einflußreiche Stelle. Dann ist er Zeuge des Brandes der Weltstadt, der von Nero begonnenen Verfolgung der Christen. Er interessiert sich für die Anhänger seines Jugendfreundes, lernt Paulus und Lukas kennen. Das blinde Wüten Neros verscheucht ihn aus Rom. So kommt er auf der Heimreise nach dem Osten gerade recht zum furchtbaren Drama der Zerstörung Jerusalems. Als Leibarzt des römischen Feldherrn sieht er all die entsetzlichen Greuel, ist aber auch Zeuge einer gewaltigen Predigt des Apostels Johannes auf den Trümmern Jerusalems. In Begleitung des Titus kommt er abermals nach Italien. Da treffen wir ihn in Pompeji.

Ein Roman? — Man ist versucht, dem Gedanken nachzugeben. Der Herausgeber, Ernst Edler v. d. Planitz, steht im Literaturkalender als Verfasser mancher Romane. Aber nein! Der Benanbrief ist echt, eine geschichtliche Urkunde, mit unsäglicher Mühe aus den Trümmern eines zerfallenden Papyrus zusammengesetzt, gelesen und gedeutet. Fundort des Papyrus ist eine Grabkammer bei Sakkara. Gekauft hat ihn im Jahre 1860 von einem Fellachen des Dorfes Mit Rahine, südlich von Kairo, der im Jahre 1879 verstorbene Fehr. v. Rabenau, Privatgelehrter in München. Näherhin wird der Papyrus beschrieben als Rolle, lückenhaft erhalten, mit koptischem Text, geschrieben in Memphis, im 5. Jahrhundert, als Übersetzung eines griechischen Textes, der sich in zahlreichen Gräzismen verrät.

v. Rabenau erkannte den Wert des Papyrus, fertigte in jahrzehntelanger Arbeit eine wörtliche Übersetzung und dachte daran, die wissenschaftliche Welt mit den Ergebnissen seines Fünderglücks und Forscherfleißes zu überraschen. Da lernte er im Jahre 1876 den Herausgeber, Ernst Edler v. d. Planitz, kennen und vertraute ihm die Vollenbung des großen Werkes an. Rüstig schritt die Arbeit voran. In zwei Jahren lag ein Text vor, der in fließendem Deutsch die Urkunde wiedergab. Dann zog v. d. Planitz nach Paris, um die Schätze des Louvre durchzuarbeiten. Währenddem starb v. Rabenau. Der Papyrus verschwand spurlos.

Das war ein hartes Mißgeschick. Aber zu den beiden vorliegenden Übersetzungen und der sicher vorhandenen Abschrift kamen nun glänzende Bestätigungen aus Inschriften und Papyrus. Der Aufenthalt in Paris hatte sich gelohnt. Der letzte und entscheidende Beweis wurde am 28. April 1919 in einem bisher unübersetzten heidnischen Papyrus gefunden, in dem deutlich zu lesen ist: „Jesus von Anu“, also so wie der Benanbrief schreibt. „Die so lange gesuchte zweite antike Quelle ist gefunden. Die wunderbar schön erhaltene Schriftrolle ist, ohne daß Funder und Käufer von diesem Inhalt etwas ahnten, nach Europa gebracht und in einem öffentlichen Museum deponiert worden. Der Papyrus ist also im Original jedermann zugänglich.“ So v. d. Planitz selbst in einem Aufsatz, den Schmidt als Anhang beifügt (S. 80). Weiter: „Damit ist der historische Wert dieses Fundes noch nicht erschöpft; vielmehr spricht eine ganze Reihe von Anhaltspunkten dafür, daß die Schriftrolle selbst in Anu geschrieben worden ist, und zwar sehr bald nachdem Jesus die Stadt Anu verlassen hatte, jedenfalls noch im selben Jahrhundert, und zwar von einem Heiden“ (S. 82).

Das ist in der Tat ein Fund, der wert ist, daß sich die ganze Christenheit, und nicht nur diese, um ihn kümmern. Man kann lange in der Chronik der Entdeckungen alter Zeugen für das älteste Christentum blättern, ehe sie von einem ähnlich bedeutungsvollen Ereignis meldet.

So hat es denn v. d. Planitz auch nicht an Reklame fehlen lassen. Der Verlag Piehler ist eigens für die Benanliteratur gegründet worden (2). Der Erfolg blieb nicht aus. Weite Kreise, nach Schmidt vor allem Anthroposophen, Theosophen, Okkultisten, Freimaurer, haben sich für den Brief interessiert. Eine Benangemeinde mit religiösem Einschlag hat sich gebildet. Eine eigene Benanliteratur wird von den Ergebnissen des Briefes gespeist und findet zahlreiche Leser (76 f.).

Das hat Schmidt bewogen, „gründliche Arbeit“ zu tun. Man muß sagen, daß er seine Absicht voll erreicht hat. Er hat den Benanbrief als Dichtung und Fälschung erwiesen.

Freizügige Phantasie hat den Priesterarzt Benan, den Weisen Jehoschua von Anu und alle ihre Lebensschicksale geschaffen. Ein Papyrus mit einem Brief dieses Benan hat es nie gegeben. Ebenjowenig einen Freiherrn v. Rabenau. Das Ganze ist ein „literarischer Betrug“. „Jesus von Anu die Schöpfung eines Romanschriftstellers, der den Stoff aus sekundären modernen Quellen zusammengeflohen und durch die pseudogelehrten kulturhistorischen Schilderungen sein Lesepublikum gründlichst täuscht hat.“ So Schmidt (a. a. O. 78).

Aus dem erdrückenden Beweismaterial Schmidts kann nur einiges angeführt werden. Hinter dem „Polyhistor in des Wortes erschöpfender Bedeutung“, v. Rabenau, verbirgt v. d. Planitz seine Hauptquelle, die Bücher und Zeitschriftenartikel des Ägyptologen F. J. Lauth, der von 1869 an dieses Fach an der Münchener Hochschule vertrat, ein Mann, ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen, aber auch mit einer ausschweifenden Gestaltungskraft, die alle Grenzen historischer Forschung überschritt. Lauth steht persönlich der Fälschung fern; aber seine Werke haben die Steine geliefert zum Mosaik des Benanbriefes. Mit dieser einzigen Feststellung ist der mit inneren Unwahrscheinlichkeiten überlastete Benanbrief gerichtet. Daneben haben andere Quellen beigetragen, so Bippus' Pilatusakten und andere. Dümichen (Geographie des alten Ägyptens, Berlin 1887) hat S. 41 zwei Rilschees, die schon der koptische Schreiber des 5. Jahrhunderts benutzt hat (34/35).

Im fünften Bande stellt der Herausgeber 16 Beweise zusammen, die den Inhalt des Benanbriefes durch anderweitige Bezeugung als authentisch dartun sollen. Nur ein Beispiel sei herausgegriffen, der erste und tragfähigste der Beweise. Nach dem Benanbriefe heißt der erste der unter Domitian waltenden Präfecten Ägyptens Sergius Africanus. Keine andere literarische Quelle nennt ihn. Wenn es für diese Behauptung des Briefes eine Bestätigung gäbe! Nach langem Suchen findet der Herausgeber schließlich das Standbild des Amenophis, von dem im Briefe die Rede ist — einen der Memnonkolosse — und auf ihm die stark zerstörte Inschrift: Funisulana Vettula C. . . . TI Africani Praef. Aeg. . . . . Inschriften aber lügen nicht.

Die Tatsachen sind folgende: 1. Die Inschrift ist lange bekannt und längst vollständig veröffentlicht: *Funusulana Vettula C. Tetti Africani praef. Aug.* . . . . ; 2. aus dieser Inschrift wie aus einer andern später gefundenen, dem Herausgeber entgangenen ergibt sich, daß der Gentilname des Präseten nicht *Sextus* bzw. *Sextius* war, sondern *Tettius*. Sollte das dem Benan unbekannt gewesen sein? Oder hat er sich wie Lauth (*Erklärendes Verzeichnis der in München befindlichen Denkmäler des ägyptischen Altertums* 48) von der ihm vorliegenden ungenauen Abschrift verleiten lassen, den Wortrest *-ti* als *Sexti* statt *Tetti* zu lesen? (42)

Man begreift, daß Unmut über solche Wissenschaft manche Worte Schmidts beeinflusst haben, daß ihm das Urteil Fälschung nicht zu hart erscheint. Die Belege lassen in der Tat nur eine Erklärung des Benanbriefes zu: Eine vollständig freie Erfindung, ausgegeben als geschichtliche Wahrheit und bestimmt, die religiösen Anschauungen über Christus von Grund aus umzugestalten. Das Nachwerk steht im Solde des Okkultismus, der Jesu göttliche Weisheit aus den trüben Quellen Ägyptens herleiten möchte. Daher die stellenweise so günstige Aufnahme. Nehmen wir dazu die Eier der Zeit nach der gepriesenen Weisheit und Mystik des Orients, dazu auch die verblüffende Sicherheit, mit der v. d. Planitz auftritt, dann erklärt sich der von Schmidt so tief beklagte Erfolg des Benanbriefes.

Es ist zu wünschen, daß seine verdienstvolle Arbeit und ihre Ergebnisse weitesten Kreisen bekannt werden.

Hermann Diedmann S. J.

### Demokratie und Luthertum.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Reformation die Demokratie wieder entdeckt habe. So beginnt W. Hasbach sein großes Werk über die moderne Demokratie mit den Worten:

„Die Reformation hat zwei in zwei menschlichen Trieben wurzelnde Grundrichtungen des politischen Lebens der neueren Zeit so scharf in zwei ihr eigentümlichen Begriffen ausgeprägt, daß sie als die Schöpferin zweier politischer Ideen angesehen werden konnte: der demokratischen Idee der Gleichheit, welche sie in der Forderung des allgemeinen Priestertums offenbarte, und der liberalen Idee geistiger und sittlicher Unabhängigkeit, die sie in dem Rechte freier Forschung verkündete.“

Um so auffallender ist es, daß heute gerade die orthodoxen Protestanten, wie z. B. der „Reichsbote“, zu den größten Gegnern des demokratischen Gedankens gehören, insofern er im politischen Leben auftritt. Auf der andern Seite sehen sich dieselben Protestanten heute gezwungen, ihrer kirchlichen Verfassung ein mehr demokratisches Gepräge zu geben.

Daß hier sich Widersprüche finden, ist klar. Wie lassen sich diese erklären?

Zunächst ist es durchaus falsch, daß der demokratische Gedanke eine Frucht der Reformation ist. Dr. Friß Gerlich hat vor kurzem die Demokratie definiert als „die Verwirklichung jenes religiös-sittlichen Prinzips, daß jeder Mensch die ihm von Gott auferlegte sittliche Pflicht hat, nach Maßgabe seiner geistigen und körperlichen Kräfte und Anlagen am Aufbau und der Leitung des Gemeinschaftslebens verantwortlich mitzuwirken, und zwar mit dem einen Ziel, daß in diesem